

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 34.

Donnerstag, 10. Februar.

1916.

(Schluß.)

Die Halliggräfin.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Albert Petersen.

Als Fräulein Bangett am Samstag dem Großknecht begegnete, konnte er sich nicht verjagen zu fragen: „Na, Fräulein, hatte ich nicht recht?“

Und in ihrem Arger ließ sie sich zu der unvernünftigen Äußerung hinreißen: „Ach, das kommt von Ihrem fürchtigen Unken. Sonst wäre das Wetter vielleicht schön geblieben.“

Und sie rannte an ihm vorbei. Er sah ihr mit verständnislosem Kopfschütteln nach.

Die Gräfin blickte finster in das Unwetter hinaus. Sollte sie daran gehindert werden, an der Hochzeit teilzunehmen? Nein, nein, mochte das Wetter toben. Gerade dann könnte sie zeigen, daß sie sich nicht abhalten ließ, ihr Versprechen zu halten.

Schon am Samstagvormittag hatte sie ein Festgewand ausgesucht, um es nach dem „Tanzenden Seehund“ vorauszuschicken. Dort würde sie sich ankleiden und ins Festhaus fahren.

Sie redete sich vor, es wäre ja ganz gleichgültig, wie sie auf der Hochzeit erschiene, sie nannte sich kleinlich eitel, weil sie den Wunsch in sich fühlte, sie möchte auf dem Fest besonders gefallen. Aber doch prüfte sie lange in ihrem Kleiderschrank, bis sie schließlich ein schlichtes, weißes Tuchkleid mit reicher Seidenstickerei wählte. Dazu packte sie ein unausdringliches Diadem in den Koffer.

Gegen Mittag fragte sie den Großknecht: „Wir haben in einer Stunde Hochebbe; kann ich einen Knecht mit Gespann nach dem „Tanzenden Seehund“ schicken?“

„Mit dem hochrädigen Wagen und zwei Pfenden ist's zu machen.“

„Dann soll er meinen Koffer bei Meggers abgeben und bestellen, ich würde morgen nachmittag dort sein.“

Die Glocken, welche am nächsten Morgen das Ostersfest einläuteten, verwehten im Westwind. Petrea sollte ihren Wunsch, bei Bestkistenavetter getraut zu werden, allein Anschein nach erfüllt sehen.

Gegen Mittag hörte es auf zu regnen, aber der Wind hielt an.

Zu Fräulein Bangetts Entsetzen ließ die Gräfin den Schimmel satteln. Und auch der Großknecht schüttelte mißbilligend den Kopf und meinte, warum der hochrädige Wagen denn nicht bespannt werden sollte.

„Ist es denn etwa gefährlich zu reiten?“ fragte die Gräfin. Sie hatte eine schlaflose Nacht hinter sich, und während des Vormittags wuchs ihre innere Erregung. Heute nimmt er eine andere zum Weibe!

„Gefährlich? Ne, das gerade nicht. Aber bequemer —“

„Danach habe ich nicht gefragt.“

Sie ging dem Pflogjungen, der das gesattelte Pferd vorführte, entgegen und stieg auf.

Ein Bügelruck, und der Schimmel sprengte den Wartweg hinunter aufs Vorland.

Als die Gräfin an den Rand der Watten kam, ließ sie das Pferd langsamer schreiten. In tiefes Sinnen versunken, ritt sie dahin.

Wie oft war sie mit ihm hier gewesen, hatte geträumt und — gehofft. Und jetzt? Heute nimmt er die andere zum Weibe.

Ein heißes Schluchzen rang sich von ihren Lippen. „Vorwärts!“

Unwillig trabte der Schimmel durch den aufspritzenden Schlud. Dann und wann drachte die Reiterin sich im Sattel um; es tat so gut, wenn der Wind gegen die heißen Wangen fegte.

Wie ein bleiflüssiges Band zog sich das Tief hin. Der Schimmel bäumte auf, aber die Gräfin zwang ihn, und fast bis zum Bauch im Wasser durchschnitt der Schimmel das Tief.

In der Luft schrien die Sturmschwalben, mit schwerem Flügelschlag schossen die Möven dahin.

„Heute nimmt er die andere zum Weibe“, murmelte die Gräfin unbewußt immer wieder vor sich hin. Immer trauriger wurde ihr ums Herz. Es war, als gähnte ihrem weiteren Leben eine unendliche Leere entgegen. Heute — heute.

Draußen lag die Langgestreckte Küste, hinter dem Deiche rechte Meggers' Wirtschaft seinen Giebel empor. In der Ferne der Brodbröer Kirchthum.

Jetzt hatte die Gräfin das Vorland erreicht. Deutlich sah sie die Rüge vor sich liegen. Dort — zur Rechten — auf der Warft der Hof des Koogsinspektors. Mommes Geburtshaus.

Blöcklich glaubte sie auf dem Wege ein Gefährt zu erkennen.

Die fahren ins Festhaus, durchfuhr es sie, fröhlich werden sie feiern, und du — du wirst unter ihnen sitzen und tun, als wärest auch du froh mit den Fröhlichen. Du, die Fremde, als einzige Heuchlerin unter den aufrichtigen Menschen.

An Mommes Hochzeitstag wirst du zeigen, daß du — doch anders bist als die Menschen hier, willst du heucheln, lügen! In seinem Ehrentage!

Sie riß den Gaul zurück, hielt einen Augenblick. Nein, nein! Und ohne Überlegung riß sie das Pferd herum, trieb es durch einen heftigen Schlag in Galopp und jagte halb besinnungslos auf die Watten zurück.

Erst als der Schimmel immer unruhiger wurde, stuchte, umkehren wollte, fand sie die Überlegung wieder. Herrgott, das Wasser stieg.

Über die Watten wann schon rings das Wasser. Da mußte das Tief sein.

„Vorwärts, vorwärts!“

Mit Mühe zwang sie das widerstrebende Pferd zum Gehorsam. Im Tief schäumten die Wellen. Der Wind warf Schaumfetzen und einen zischenden Sprühregen hoch.

„Vorwärts, vorwärts!“

Wieder stuchte der Schimmel. Ein laufender Gerten-schlag. Einen Augenblick schaukte die Reiterin im Sattel, sah wieder fest. Das Wasser spritzte auf, das Pferd tat einen Sprung ins Tief. Prustend und

schraubend arbeitete es gegen die steigende Flut. Schwabend sah die Gräfin im Sattel, sie fühlte, daß der Schimmel keinen Boden unter den Hufen hatte.

Zum erstenmal packte sie die Angst, Todesangst.

„Momme Momme, so hilf doch, Momme.“

Die Wellen gingen zischend über ihren Schoß, warfen ihren Scham gegen Hüften und Brust.

Jetzt — da endlich schien der Schimmel wieder festen Grund zu fühlen. Er schlug mit den Vorderhufen.

Draußen lag die Hallig — friedlich, nichtsahnend von dem Kampf, der sich hier in der Nähe abspielte.

„Vorwärts — vorwärts — Momme, Mommel!“

Immer höher stieg die Flut, immer wichtiger wurde der Knarr der Wogen. Mit wildem Schreien arbeitete das geängstigte Tier.

„Vorwärts, vorwärts!“

Aber sie kamen nicht von der Stelle. Die Strömung war stärker als das Pferd.

Das Rauschen der Flut, das Geulen des Windes, in den Lüften das Schreien flatternder Möven. Und dazwischen einmal noch — „Mommel!“ —

Vor der Kirche zu Bredbro reichten sich festlich geschmückte Wagen. In langem Zuge — voran das stattliche Brautpaar — schritt die Hochzeitsgesellschaft durch die weitgeöffnete Doppeltür in die Kirche, wo ihnen feierlicher Orgelklang entgegenbrauste.

Die Leiche Karolas von Adlersfeld-Falkenhain wurde erst nach einigen Tagen gefunden.

Wie ein Rauffeuer eilte die Kunde durch den Noog: „Die Halliggräfin ist verunglückt.“

Viele hatten sie nur von Ansehen gekannt. Aber sie hatte doch aus Liebe zur Küste draußen auf der Hallig gewohnt, war durch ihren Aufenthalt doch eine der Ihren geworden.

Man hatte sie im „Lanzenden Seehund“ aufgebahrt, und am Tage, als ihre Leiche zum Bredbroer Kirchhof gebracht werden sollte, kam von den Noogshöfen rings ein Geßpann nach dem anderen angefahren, und ein langer Wagenzug fuhr langsam hinter dem Sarge her durch das stille Land. Draußen im Westen lag wieder friedlich, harmlos, sonnenbeschieden das weite Meer. Von den Inseln und Halligen her grüßten die Warften und Wohnhäuser. Über den Fennen und Feldern rings schrien die Brachvögel und Kriehitze, und die blaue Frühlingluft war voller Verhejuben.

Als der schwarze Sarg auf dem Bredbroer Kirchhof in die gähnende Gruft hinabgelassen wurde, standen, den hohen Hut in der Hand, die Männer ernst am Grab und blickten an die — Fremde, welche die trostige, aufrichtige, starke Art der Bewohner und der Küste so sehr geliebt hatte.

Nach dem Geistlichen trat Momme Garring dicht an das offene Grab, und während er drei Handvoll Erde auf den Sarg fallen ließ, war es ihm plötzlich — für die Länge eines Augenblicks — als fühlte er das schöne, tränennasse Antlitz gegen seine Hände gepreßt, als hörte er die zärtlich bittende Klage der Stimme: „Momme, lieber, lieber Momme.“

Doch dann schüttelte er entschlossen den Kopf, als wolle er finstere Gedanken verjagen, und fuhr durch den sonnenprangenden Frühlingstag zurück in sein Heim, wo sein liebes, blondes Weib ihn erwartete.

Die Erben der Gräfin von Adlersfeld-Falkenhain, welche nicht einmal wußten, wo dieser Besitz Liekut zu suchen wäre, ließen die Hallig billig versteigern, und der Nooginspektor machte es möglich, Land und Gebäude zu erwerben, während die Mobilien in Bredbroer Hausstände kamen und das Vieh an die Noogsbauern verkauft wurde.

Heute sitzt Mommes Bruder, jener, der nach Amerika auszuwandern wollte, weil er nicht wußte, woher er Land nehmen sollte, auf Liekut.

Die Regierung hat die Hallig durch einer festen Steindamm mit dem Festlande verbinden lassen, und zu beiden Seiten des Dammes lagern sich immer mehr Schlickmassen an — die räuberische Nordsee muß immer mehr von dem, was sie an sich riß, zurückgeben.

In den Kögen aber erzählt man an frühen Winterabenden noch von der schönen Halliggräfin, die hoch auf weißem Ross über die Watten ritt und dem wütenden Meer zum Opfer fiel.

— Ende. —



Die Sprache einer Nation angreifen, heißt ihr Herz angreifen.
Laube.

Badereisen im Felde!

(Bens. Mz.)

II.

Und nun unsere zweite Badereise!

Wir hatten Gattigen hinter uns gebracht, in ein paar gewaltigen Tagesmärschen, die aus Menschen wie Tieren das letzte herausgeholt hatten. Bei . . . hatten wir mit Gurra die russische Grenze überschritten. Bis längst nach Mitternacht war es weiter gegangen; der Mond leuchtete uns. Der kommende Tag war ein Tag der Ruhe — das war laut geworden. Es hatte sich, wie sich alles in einer großen Familie, die so eine Abteilung nun einmal unstreitbar ist, herumspricht, unter uns herumgesprochen. Nach einer selten ruhigen Nacht er wachten wir zu unserem Ruhetag. Er sollte uns mehr werden. Nicht allein, daß der Vormittag uns eine überreiche Blaubeerenernte und auch eine kleine von Waldbeeren erschloß, daß man einige Stunden völlig zwanglos über sich selbst gebieten durfte, am Mittag war es, gleich nach dem Essen, als plötzlich der Befehl durch unsere Gruppen lief: „Antreten zum Baden!“

Das gab ein freudiges Hallo, ein noch freudigeres und tollereres aber, als der Befehl sich fortsetzte: „Bis aufs Hemd entkleiden!“ Gatten wir gestaunt, daß man überhaupt eine Badestelle entdeckt hatte, so staunten wir jetzt doppelt, daß man sie sogar in der Nähe entdeckt haben mußte. Wir lagen zwar an einem Waldsee, jedoch waren seine Ufer so ausgesprochener Sumpf, daß selbst dem Wadelustigsten die Laune verging. Unsere Offiziere waren schon am frühen Morgen auf die Wildjagd gegangen; wir hatten ihre Jagdflinten knallen hören. Sie waren auch nicht beutelos wiedergekommen. Gegen Mittag prasselten und praelelten einige höchst appetitliche Enteriche in den Feldspalten. Nur sie konnten auf der Jagdstreife einen willkommenen Badestrand ansfindig gemacht haben.

Von dieser Tatsache und davon, daß der Badestrand sich kaum vor dem Mannsee zu verstecken braucht, sollten wir uns sofort durch den Augenschein überzeugen. Wir standen in zwei langen Gliedern, alle barhäuptig und, wie befohlen, mit der nicht allzu hinlänglichen Bekleidung des Hemdes angetan. Nur die Wachen, die zurückbleiben mußten, machten eine Ausnahme in diesem Badebild. Es war abgezählt worden. Nun hieß es: „Rechts um, Abteilung ohne Tritt marsch!“ Ein Leutnant — im Hemde natürlich — voran, dann die Feldwebel im Hemde, die Unteroffiziere ebenso, schließlich wir — so ging unser Badeweg quer über unseren Wohnplatz, verließ das Wäldchen, scheute sich nicht vor einer breiten Waldhauffee, deren vielhundertjährige Eichen und Buchen auf das niegelehene Schauspiel niederblickten, und verzog sich jenseits der Chaussee wieder im Walde. Leider war es diesmal Nadelholz, durch das wir mußten. Soldaten sollen zwar an alles gewöhnt sein, dennoch setzten die spitzen Nadeln und welligen Napsen den meisten Fußsohlen empfindlich zu. Man sieht, so ganz ohne Opfer wurde uns diese zweite Badereise im Felde nicht gewährt.

Indes, die Erquickung des Bades entschädigte alle für alles. Ein regelrechter Waldsee, auf der einen Seite von hochstämmigem Nadelholz, auf der anderen von sommergrünem Laubholz umstanden, blickte uns plötzlich an. Stellenweise waren seine Ufer dicht verschifft, aber ein wohl hundert Meter breiter Badestrand war von der gütigen Natur doch für uns freigelassen worden. Man glaubte sich im ersten

Aus der Kriegszeit.

Augenblick in die Heimat versetzt, in den Grundwald, an den Teufelsee, so sehr ähnelte dieses Waldbild in Südpolen jenem altvertrauten und lieben. Eine friedvolle Ruhe lag über dem Ganzen. Wir vergaßen fast, daß wir uns auf dem Kriegspfade befanden, daß wir Soldaten waren. Die Julinachmittagsonne sah so golden und freundlich durch das Gezweig, der Waldboden glänzte so grün und zur Ruhe ladend, als ob durch diesen Wald nie blutende Menschen geblüht wären, als ob nie auf diesem Moossteppich ein Mensch sich in qualenden Schmerzen oder gar zu Tode verblutet hätte.

Aber diese Überlegungen anzustellen blieb uns keine Zeit, sie kamen uns erst hinterher, als der gasliche Badestrand und der köstliche Tag hinter uns lag. Damals ging es mit Hurra und Jubel zum Wasser hinunter. Das lustigste Badetreiben entwickelte sich, um welches den südpolnischen Waldsee das luxuriöseste Herrenbad in Heringsdorf, Ostende oder auch Suhl hätte beneiden dürfen.

III.

Und noch eine dritte Badereise ist mir besonders lebhaft gegenwärtig geblieben.

Nach langen, von Staub und Sonnenglut erfüllten Marschtagen lagerten wir am Ufer des Wieprz. Es war eine Last, die unseren Tieren fast noch mehr notha als uns Menschen. Wir waren die Strapazen des russischen Marschkrieges allmählich gewohnt geworden. Braungebrannte, magere Gesellen, an Hitze und Staub wie an Hunger und Durst gewöhnt, hart, kampfstroh und immer nur von der einen großen Sehnsucht beherrscht, der Sehnsucht nach der Heimat — so hatten uns diese ersten russischen Kriegswochen garrecht gestempelt. Im Regen waren wir angerückt, hatten unsere Zelte aufgeschlagen, hatten versucht, es uns heimlich zu machen. Als wir am nächsten Morgen fröstelnd aus den feuchten Zelten kamen, grüßte uns herrlicher Sonnenschein. Unser Quartier an dem Wieprz wurde eines des gaslichsten, das wir auf allen russischen Riesenmärschen fanden. Wir arbeiteten an uns, an unseren Waffen, an unseren Tieren und unseren Fahrzeugen. Arbeit gab es genug. Marschlage nehmen alles bis mit. Die Instandsetzung wird zur Notwendigkeit. Der zweite Tag aber unseres Aufenthalts an der gaslichen Wieprz wurde ein vollkommener Jubeltag, fast ein Feiertag für uns. Hell, warm und sonnig, wie sein Vorgänger, erstrahlte er seit dem frühen Morgen. Wir hatten gefrühstückt. Etwas besonders Fleischige kosteten schon am Ufer und wuschen. Da kam der Befehl: „Herbe in die Schwemme reiten!“ Wer eigentlich den Anfang machte, ist ungewiß. Plötzlich verteilte sich die Nachricht wie ein Lauffeuer, mit der Herbeschwemme ein Bad zu vereinigen. Ich habe einmal auf der Großen Berliner Kunstausstellung ein großes Bild von Müller-Münster gesehen, das einem berühmten schwedischen Vorbild folgend, nackte Reiter in der Schwemme darstellte. Für einen ähnlichen Vorwurf hätte er an jenem Tage bei uns Studien machen können. Ein Bild, wie es sich binnen kurzem entwickelte, hatte der alte Wieprz wohl noch nicht gesehen. — Kräftige marscherprobte, kriegsharte junge deutsche Soldaten auf bloßen, dem Wasser entgegenstimmenden Pferden. Die Fluten waren nicht übermäßig tief, aber von starker Strömung. Nur an der Wieprz verloren unsere Tiere den Boden unter den Hufen und mußten schwimmen. Es entwickelte sich bald das lebhafteste Treiben. Oft schwammen Kopf und Reiter um die Wette. Die Vorsichtigeren verhielten sich mehr in der Nähe des Ufers, wo die Strömung geringer war und einem nicht die Weire unter dem Becke fortrif, und über all dem, diesem festeren und doch nicht selten lustigen Badespiel, lag der lächelnde Sonnenschein, lag ein wunderbarer russischer Mittsommerstag.

Bis die Nachmittagsstunde schlug und zur Feldküche gerufen wurde, kosteten Tier und Reiter die Köstlichkeit dieses Bades aus. Als eines der schönsten, sicher aber als eines der seltensten wird es uns allen, die an ihm teilnahmen, in lieber Erinnerung bleiben. Wohl haben wir seither noch manchen Badetag erlebt, noch manche Badereise gemacht, um die man uns beneiden dürfte. Aber jene drei, die ich kurz geschildert habe, sind bisher doch die amüsantesten und frohesten geblieben. Ja, es ist doch etwas Schönes ums Soldatenleben, etwas viel Schöneres aber ums Kriegerleben, weil man jede Annehmlichkeit wie ein Geschenk des gütigen Schicksals hinzunehmen sich gewöhnt und weil man so bescheiden und so dankbar sein lernt.

Rudolf Fredrich, Kriegsfreiwilliger.

Die Gulaschkanne. Zu den vortrefflichsten Einrichtungen unserer Heeresorganisation, die uns den Sieg über unsere zahlreichen Feinde ermöglicht haben, gehört die Gulaschkanne. Schon so manches ist zu ihrem Lobe gesagt worden, noch niemand aber, so schreibt uns ein Mitarbeiter, hat wohl die allgemeine Aufmerksamkeit darauf gelenkt, daß unsere Feldgrauen mit der Einführung dieses Wortes sich eigentlich gegen die Grundfähe der Sprachreinigung und der Sprachreinheit veründigt haben. Die Gulaschkanne führt nämlich amtlich die Bezeichnung „Feldküche“ und mit diesem Ausdruck muß sie in allen offiziellen Schriftstücken belegt werden. Die amtliche Benennung stieß aber von vornherein bei unseren wackeren Feldgrauen auf keine Gegenliebe; diese wandten zuerst scherzhaft die Bezeichnung „Gulaschkanne“ an, und diese scherzhafte humoristische Bezeichnung entwickelte sich, wie so oft, zu einer ernsthaften Benennung. Der Grund, weshalb die amtliche Bezeichnung „Feldküche“ bei unseren Feldgrauen keine Gegenliebe gefunden hat, liegt darin, daß das Wort „Küche“ in unserer Sprache immer den Raum bezeichnet, in dem gelocht wird, wemals aber den Kochapparat. Das zeigen ganz deutlich die Ausdrücke „Stube und Küche“, „Waschküche“ usw. Da man sonst nirgends in unserer Sprache den Herd, den Kochofen (den man in Berlin sogar Kochmaschine nennt) mit der Bezeichnung „Küche“ belegt, so erschien unseren Feldgrauen die Benennung „Feldküche“ für den im Felde eingeführten vortrefflichen Kochapparat so ungewöhnlich, daß sie schleunigst einen anderen Ausdruck dafür erfanden. Vom Standpunkt der Sprachreinheit aus angesehen, verdient der deutsche Ausdruck „Feldküche“ selbstverständlich den Vorzug vor der Bezeichnung „Gulaschkanne“, die aus zwei Fremdwörtern zusammengesetzt ist. Außerdem aber ist der fremdsprachige Ausdruck „Gulaschkanne“ erheblich länger als die gut deutsche amtliche Benennung „Feldküche“. Wenn trotzdem das Wort „Gulaschkanne“ über das Wort „Feldküche“ gesetzt hat, so ergibt sich für uns hieraus eine sehr wichtige Lehre, die wir bei allen unseren Bedeutungsabstufungen sehr zu beachten haben. Es genügt nicht, wenn der neue Ausdruck für eine neue Sache gut deutsch ist, er muß auch zweideutig sein und darf sich zu dem bisherigen Sprachgebrauch nicht in Widerspruch stellen. Die amtliche Benennung „Feldküche“ entspricht dieser Bedingung nicht ganz, weil sie das Wort „Küche“ in einer anderen Bedeutung gebraucht, als es durch den allgemeinen Sprachgebrauch festgelegt wurde. Aus diesem Grunde konnte sich das Wort „Feldküche“ bei unseren Feldgrauen nicht einbürgern, und wir werden deswegen mit diesen auch nicht allzu streng ins Gericht gehen, weil sie dem aus zwei Fremdwörtern zusammengesetzten Ausdruck „Gulaschkanne“ den Vorzug vor der deutschen Benennung „Feldküche“ gegeben haben.

Plattdeutsch im Heere. Das Nebeneinanderleben der verschiedensten deutschen Landestruppen im Felde, das Durcheinander von Sachsen und Preußen, Bayern und Schwaben, Mecklenburgern und Ostpreußen usw., hat eine weitere Ausbildung der Dialekte vorurteilt und eine Soldatensprache geschaffen, die ebenso vielseitig und humorvoll wie auch vom Standpunkt des Sprachforschers interessant und lehrreich ist. Besonders reich an Kriegsausdrücken ist das drastische, in seiner Kürze treffende Plattdeutsch, von dessen Kriegswortschatz im nächsten Heft der in Hamburg erscheinenden Zeitschrift der Vereinigung von Freunden der niederdeutschen Sprache und Literatur, Quidborn, eine Anzahl gut ausgewählter Proben gegeben werden. Sehr reichhaltig ist der Sprechschatz, den der plattdeutsche Soldatenhumor für die Küche und alles damit Zusammenhängende erfunden hat. Der Koch wird „Küchenhans“ oder „Küchenpoen“ (Küchenpoint) genannt. Für die im Felde häufige Reissuppe prägte man die Bezeichnung „blauer Pinna“, Kohlsuppe heißt „Kapp“, wenn sie wässrig ist „Schlapperapp“, Suppen, in denen das Wasser reichlicher ist als die Kartoffeln, werden „Schampamp“ genannt. Statt essen sagt man in der plattdeutschen Kriegssprache „viden“, weshalb der Eßlopf „Bidnapp“ gekauft wurde. Die Fleischportion wird der „Spaz“ genannt. Wenn der „Spaz“ zu klein ist, so heißt es: „De Küchenhans! eit dat Fleisch, wir kriegen den Reis.“ Auch für die verschiedenen Vorgänge an der Front wurden guttossende platt-

deutsche Ausdrücke geprägt. Wenn der Kanonendonner besonders heftig ist, sagt man: „Is datt en Geballer“, oder auch „vörn is dicke Luft“. Die am häufigsten auf den Märchen gesungenen plattdeutschen Lieder sind: „Ach du lieber Augustin, allens is weg“ und „Wenn de Pott nu ävern Loh hett, lieber Heinrich, lieber Heinrich“. Die Trainwagen werden „Spechtwagen“ genannt, die Magazinkolonnen „Hurrafalonne“ oder auch „Kipkarrenkolonne“. Statt Rittmeister sagt man kurzweg „Ritter“, der Intendanturbeamte heißt „Rechenknecht“. Die Inassen der Schreibstuben und sonstigen Bureaus nennt man auch „dat Fedderveih“ (Fедервие). Auch französische Worte wurden an der Westfront naturgemäß übernommen. Das französische „coucher“ gebraucht man für Bett. So heißt es: „Is gah in de kuschec.“

St. Bureaucratismus und die englischen Zigaretten in Frankreich. Der Krieg, der in fast allen europäischen Staaten die weittragendsten Veränderungen und größten Umwälzungen hervorrief, war dennoch nicht imstande, das Walten der in den alten Weisen heilig gewordenen französischen Bürokratie irgendwie merkbar zu beeinflussen. Die Franzosen haben uns stets um die Vorzüge unserer Organisation beneidet und diesem Neid auf ihre Weise Ausdruck gegeben, indem sie uns Bedanten und Bürokraten nannten. Jetzt aber, da man in Frankreich allerorts mit Unordnung und Mangelhaftigkeit zu kämpfen hat und darum die vielgeschmähte Organisation der „prussiens“ nach Kräften nachzuahmen trachtet, muß man an der Seine erkennen, daß nirgends so viele, altüberbrachte Verordnungen, so viel Papierwust und alter Gesektram sich so widerpenstlich und unlogisch der kleinsten Neuerung entgegensetzten, wie gerade in Frankreich. Manches wurde zwar geändert, aber die lächerlichsten, in jegiger Zeit geradezu widersinnigsten Anordnungen sind geblieben. Frankreich und England tauschen heute Soldaten und Lebensmittel aus, Wertpapiere und nicht immer gleichwertige Gedanken. Aber meint ihr, daß der gegenseitige Austausch zwischen den Alliierten sich auch auf rauchbare Zigarren und Zigaretten bezieht? Weileibe nicht. Die französischen Zigaretten sind nämlich nicht sehr rauchbar, ihre Güte scheint selbst den besten französischen Patrioten höchst zweifelhaft, und gerade darum ist die Einfuhr englischer Zigaretten strenge verboten. Die französische Tabakregie, die sich von den Leiden der französischen Raucher ernährt, hat auch in dieser Zeit der kriegerischen Allianz mit dem Nachbar überm Kanal auf keines ihrer angestammten egoistischen Rechte verzichtet. Die ganze Welt wird durch den Krieg gewandelt, nur die französische Tabakregie bleibt unberührt. Allerdings dürfen die englischen Soldaten, die auf französischem Boden kämpfen, ihre eigenen Zigaretten rauchen und sich auch solche aus England senden lassen. Und da die Engländer in Frankreich eine eigene Feldpost haben, schlagen sie in manchen Fällen vielleicht sogar den mehr als bürokratischen französischen Zollbehörden ein Schnippchen. Doch hiermit hat die Freiheit auch ihr Ende erreicht. Keinem französischen Soldaten ist es ermöglicht oder gestattet, englische Zigaretten zu rauchen, da dies ja eine Konkurrenz für die französische Tabakregie bedeuten würde. Wenn also ein Tommy aus England einem französischen Kameraden eine Schachtel Zigaretten übersendet, so erhält er sie unweigerlich von der französischen Postverwaltung zurück mit der Bemerkung: „Nicht zugelassen.“ Englische und französische Soldaten kämpfen in Reih und Glied; die Zigaretten aber trennt der Kanal, dessen Ufer von der französischen Tabakregie mit Argusaugen bewacht werden. Als der selige Loubet noch Präsident der französischen Republik war, besuchte er 1900 die Pariser Kolonialausstellung, wo eine Anzahl prächtiger ausländischer Zigarren und Zigaretten in einem Schaukasten sein Interesse erweagten. Doch als er den Wunsch aussprach, eine dieser Zigarren zu rauchen, mußte er darauf aufmerksam gemacht werden, daß die französische Regie das Rauchen nichtfranzösischer Tabake streng verbietet. Der Präsident versprach, diese Bestimmung abzuschaffen. Seitdem sind 16 Jahre vergangen. Eine Zeit, da nach der Meinung des Herrn Jean Weber, der dies Geschiedchen im „Journal“ erzählt, wohl ausweichend erscheint, eine solche Änderung vorzunehmen. Aber der Fortschritt der französischen Paragraphewelt hat kurze Weinel . . .

Paris und die unbezwinglichen Zeppeline. Trotdem die Pariser Presse mit schönen Worten und wihigen Wrasen, die allerdings stark nach Galgenhumor ausfahen, die Bedeutung der letzten Zeppelinangriffe auf die französische

Hauptstadt als unwesentlich hinzustellen suchte, durchbrach doch die außerordentliche Wirkung auf das Publikum diesen Schleier von Zeitungsortiteln, und der jegige Ton der französischen Presse gibt offen die schweren Schäden zu und wendet sich in scharfer Weise gegen die mangelhafte Verteidigung der Stadt gegen Luftangriffe. Dem Rausch der Verblüffung folgte die Ernüchterung, die sich in wenig beruhigter und noch weniger hoffnungsvoller Weise kundgibt. Die Fesler und Organisationsmängel des französischen Flugwesens, deren Erörterung in den letzten Wochen den Hauptstoff mehrerer großer Blätter — ganz besonders des „Journal“ — gebildet und sich zu einem Skandal ausgewachsen hatte, werden infolge des unbeschädigten Entkommens der Zeppeline von neuem ans Licht gezerrt und Armee und Regierung werden mit wenig burgfriedlichen Äußerungen bechacht. Am Mittelpunkt all dieser Erwägungen und Beforgnisse aber steht die fortwährend von neuem wiederholte Frage: wie war es möglich, daß die Zeppeline ohne Beschädigung Paris erreichten und ohne Beschädigung nach Deutschland zurückkehren konnten? Die Regierung und die verantwortlichen Leiter der Pariser Luftverteidigung antworteten natürlich mit dem sehr billigen Hinweis auf den undurchdringlichen Nebel, der zurzeit der Angriffe geherrscht habe. Aber die Gemüter der Franzosen lassen sich durch derartige meteorologische Entschuldigungen nicht mehr beruhigen. Die Frage läuft von Mund zu Mund, von Zeitung zu Zeitung, und jetzt veranfaßt man Rundfragen, die eine vernünftige Erklärung und einen Hinweis zur besseren Verteidigung liefern sollen. In Verantwortung einer solchen Rundfrage, die das „Petit Journal“ veranfaßte, gab der Flieger und Abgeordnete Pierre Hlandin die folgende interessante Erklärung ab: „Im Prinzip ist die Verteidigung von Paris gegen die Zeppeline mehr als schwierig und zwar aus verschiedenen Gründen. Erstens ist es nicht leicht, bei Nacht die Zeppeline am Himmel zu entdecken, und noch schwieriger erscheint es, ihre genaue Fahrtrichtung festzustellen und ihr zu folgen. Zweitens muß man den Zeppelin sofort nach diesen Feststellungen selbst angreifen. Die uns für diese Angriffe zur Verfügung stehenden Kampfmittel müssen aber leider als unzureichend bezeichnet werden. Sie bestehen in den kleinen Flugzeuggeschützen, in Kanonen mit Explosivgeschossen und in Bomben, die von Bord der Aeroplane gegen das Luftschiff abgeschleudert werden. Das mit Geschützen versehene Flugzeug kann wegen der starken Belastung nicht über eine gewisse, verhältnismäßig geringe Höhe hinaus und erscheint darum gegen die Zeppeline nicht vollwertig. Das Geschütz vermag gegen das Ballonetsystem des Zeppelins in den meisten Fällen gar nichts oder doch nur sehr wenig auszurichten. So bleibt das Werfen von Bomben von Bord der Aeroplane. Dieses Bombenwerfen ist aber nur dann mit Erfolg möglich, wenn es dem Flugzeug gelungen ist, über das Luftschiff emporzufliegen. Jedoch der Zeppelin, der leichter ist als die Luft, wird dies stets verhindern können, da seine Steigkraft und Steigegegeschwindigkeit denen der Flugzeuge wehrfach überlegen sind. Daher haben die Flugzeuge, mögen sie noch so gut ausgerüstet, noch so vortrefflich bemannt sein, wenig Aussicht, dem Zeppelin etwas anhaben zu können. Die Verteidigung von der Erde aus, die schließlich noch übrig bleibt, muß sich auf die Luftabwehrkanonen beschränken. Hier aber ist die unbedingt erforderliche Zusammenarbeit mit den Scheinwerfern eine schwer zu lösende Frage und das richtige Zielen darum mehr als schwierig.“

Der neutrale Inselkönig. Es ist wenig bekannt, daß ganz nahe bei England ein winziges Inselchen liegt, das von den Restruktionsanstrengungen Lord Derby's völlig verschont blieb und bleiben mußte, weil es einen kleinen Staat für sich bildet. Das Bardsey Island hat — 80 Einwohner und einen eigenen „König“. Als dieser lezhin gefragt wurde, was er vom Kriege denke, sagte er behaglich: „Darüber gebredc ich mir nicht den Kopf, wir sind außerdem neutral.“ Wel mehr als unter dem Weltkrieg hat der arme „König“ manchmal unter dem Abgeschiedensein von der übrigen Welt zu leiden, die ab und zu bei stürmischen Welter eintritt. Da ist es schon vorgekommen, daß des Herrschers Tabaksvorrat ausgang und er sich mit getrockneten Leebstätteln trösten mußte. Das wird ihn gewiß mehr aus der Ruhe gebracht haben als die Nachrichten vom Kriege auf dem Festland.

Unterhaltende Blätter

Halbmonatliche Freibeilage
des Wiesbadener Tagblatts



16. Jahrgang 1916. 6/5 6/5 6/5 6/5 6/5 6/5 6/5 6/5 6/5 6/5 6/5 6/5 6/5 6/5

Nr. 2.

Die Heldin

Erzählung von M. W. Sopbar.

(Nachdruck verboten.)

Baronesse Adele von Ramdort las die Depesche wohl zum zehnten Male: „Ihr Vetter Aribert schwer verwundet. Etappenlazarett bei Verdun. Erbittet Ihre Hiertunft. von Stellenthin.“

Was wollte Aribert von ihr?

Ehe er anfangs August als Rittmeister der Reserve an der Spitze seiner Schwadron hinausgerückt war, hatte er sich in der glänzenden Kürassieruniform von ihr verabschiedet. Wie ein junger Kriegsgott war er anzuschauen, der stattliche Mann, und doch bebten seine Lippen, als er ihr das letzte „Auf Wiedersehen“ sagte. Das Wort aber, das sie seit Jahren von dem Vetter und Gutsnachbar erwartet, das mit ihr die ganze Verwandtschaft, ja der ganze Landkreis seit Jahrzehnten erwartete, war nicht gefallen. Wie gute Freunde waren sie geschieden, wohl eingedenk des Ernstes der Stunde — denn wer konnte wissen, wie lange dieser furchtbare Völkerring dauern, wer aus ihm gesund heimkehren würde? Wie gute Freunde — aber nicht wie zwei Menschen, die wohl schon in der Wiege für einander bestimmt gewesen. . .

Und nun, vielleicht im Angesicht des Todes, rief er sie!

Hatte er die Absicht, sich ihr auf dem Sterbette anzutrauen?

War sie, die Baronesse Ramdort, deshalb unvermählt geblieben, um Gattin und Witwe an einem Tage zu werden? Hatte sie ihre Jugend deshalb vertraut, um ihr Leben nun in weiterer Trauer vereinsamt fortzusetzen?

Wider ihren eigenen Willen drängten sich ihr diese Gedanken auf, die sie dann, vor sich selbst errötend, abzuschütteln suchte wie ein häßliches Insekt.

Nein, in dieser hohen ernsten Zeit durfte niemand selbstüchtig sein, jeder Herzensruf nach eigenem Glück mußte unterdrückt werden, untertauchen in der gewaltigen, alle Seelen ergreifenden Spannung, mit der das Geschick des Vaterlandes, das Wohl und Wehe der Männer verfolgt wurde, die für Deutschlands Ehre ihr Leben einsetzten.

Und nun rief Einer von den Abertausenden, die ihr Blut für die heilige Sache vergossen hatten, nach ihr, dieser Eine, dessen Bild schon ihre frühesten Mädchenträume erfüllt, der ihr als Lebensziel gegolten und der ihr durch seine Jahre dauernden Reisen, durch sein Schweigen das größte Leid angetan hatte.

Als Verwundeter, als Sterbender rief er sie. Wie konnte sie nur einen Augenblick zaudern, wie konnte sie daran denken, durch ihr Fortbleiben Rache zu üben für das, was ihr Leben zerstört hatte?

Sie liebte ihn ja — liebte ihn mit der vollen Glut einer reifen Frauenseele — liebte ihn, trotzdem sie so oft versucht hatte, jede Erinnerung an ihn auszuschleichen.

Und daß er sie jetzt rief, bewies doch, daß sie seinem Herzen nahe stand!

Konnte er nicht genesen? Konnte ihnen nicht doch noch eine gemeinsame Zukunft erblühen?

Abermals ertappte sie sich auf Gedankengängen, die sie abweisen mußte; es galt doch, ohne jede trügerische Hoffnungen der rauhen Wirklichkeit gegenüberzutreten. Schnell wurde alles zur Abreise gerüstet.

Ihre treue Anna sollte sie begleiten.

Zwei Stunden nach Erhalt der Depesche befand sich Baronesse von Ramdort bereits im Schnellzuge, doch erst am dritten Tage stand sie am Schmerzenslager des Rittmeisters, den ein heftiges Wundfieber schüttelte.

Oberst von Stellenthin, Ariberts Regimentskommandeur und intimster Freund, hatte die Baronesse am Bahnhof in Verdun empfangen und ihr nicht verhehlt, wie schlimm es um den Vetter stand, dem ein Schuß die Kinnlade zerschmetterte, ein Säbelschlag das rechte Ohr vom Kopf getrennt hatte. Trotz dieser Wunde war Aribert weiter gestürzt, bis der Schuß ihn vom Pferde stürzte. Ehe er das Bewußtsein verlor, hatte er den Freund, der ihn aus dem Gefecht tragen ließ, gebeten, der Baronesse zu depeeschieren. Die Drahtantwort von Adele von Ramdort, daß sie unterwegs sei, hatte Stellenthin dem Freunde zwar vorgelesen, ob er sie noch verstanden, war zweifelhaft.

Auch der Oberst, der gleichfalls der Reserve angehörte, und dessen Güter an die der Ramdortschen Familien grenzten, kannte natürlich die eigenartigen Beziehungen, die zwischen seinem Freunde und dessen Base bestanden. Wenn ihn auch die langjährige Freundschaft dazu berechtigt hätte, Aribert einmal nach den Gründen zu fragen, weshalb er Adele von Ramdort nicht heimführe, so war diese Frage doch unterblieben. Nachdem Aribert von seinen mehrfachen ausgedehnten Reisen zurückgekehrt war, blieb er nach wie vor ein sehr häufiger Gast auf Stellenthin — konnte eine Frage, weshalb er noch immer Junggeselle sei, nicht so aufgefaßt werden, als sei ihm — Stellenthin — der viele Besuch des Freundes unbequem oder gar lästig? Es bleibt auch unter Menschen, die sich noch so nahe stehen mögen, immer ein unausgesprochener Rest von Gedanken. . . . Stellenthin hatte auch nicht die geringste Veranlassung zur Eifersucht auf seine um fünfzehn Jahre jüngere Frau und doch konnte er sich eines aufkommenden Argwohns nicht erwehren, wenn er den Freund immer wieder in ihrer Gesellschaft fand, nachdem er von den stundenlangen

Ritten nach den entfernten Vorwerken seiner weitgestreckten Güter zurückkehrte.

Ohne es sich selbst zugestehen, machte es ihm dieser Argwohn, dem er doch keinen Raum gönnte, unmöglich, dem Freunde nahelegen, sich das eigene Heim zu gründen. Ging Aribert dann wieder auf Jahre hinaus in die weite Welt, so verspottete sich Stellenhin selbst seiner „unglaublichen“ Verdächtigungen. Im Stillen hat er seiner Mathilde das Unrecht ab, die in der Liebe zum Gatten und dem einzigen Söhnchen niemals wanken würde.

Als der Oberst nun die Baronesse von Ramdort empfangen hatte, die trotz der dreitägigen Reise in voller Frische vor ihm stand — man hätte nicht glauben können, daß sie eine hohe Dreißigerin war — da erhob sich jenes längst eingefargte Gespenst wieder vor seinen Augen. Aribert hatte seine Base, dieses herrliche Mädchen, nicht geheiratet, weil er eine andere liebte und diese andere.

Doch verschleuchte er schnell diese trübselige Stimmung; sein Freund, gegen den er mit diesem Verdacht ja auch frevelte, war ein Sterbender.

Noch nie hatte ein Krieg so zahllose Opfer gefordert, noch nie aber die Wundheilkunde solche Triumphe gefeiert.

Und auch an dem Freiherrn von Ramdort erwies sich diese Kunst.

Nach langen Wochen ängstlichen Bangens kehrte das Bewußtsein zurück, die Wunden waren fast geheilt. Der Chefarzt des Krankenhauses, in das der Rittmeister inzwischen überführt worden war, mußte mit seiner Diagnose wohl das Richtige getroffen haben: das Leben war durch den Nervenschoc viel mehr gefährdet gewesen, als durch die beiden schweren Verwundungen.

Adele von Ramdort hatte ihr Talent als Krankenpflegerin entdeckt, sie war unermüdet gewesen, die Schwestern des Roten Kreuzes hatten sie um ihre Ausdauer und ihre Kraft fast beneidet.

Was sich bei dem Bewußtlosen ganz von selbst verstand — ihre unausgesetzte Anwesenheit im Krankenzimmer — schuf nun, da die Genesung des Veters fortschritt, der Baronesse eine peinliche Lage. Die Verwandtschaft, die Jugendfreundschaft konnten keinen Grund dafür geben, daß sich die Dame fortwährend bei dem Kranken aufhielt. Sie wollte durch eine plötzliche Abreise den Schonungsbedürftigen, der sich an sie gewöhnt, ihre Dienste so selbstverständlich in Anspruch nahm, nicht aufregen, mußte aber doch bei aller Liebe, die in dieser Zeit der Sorge womöglich noch größer und inniger geworden, an sich selbst denken. Ihre Anna hatte schon längst an die Heimreise gemahnt; sie wußte genau, wie es um ihre Herrin stand und zürnte dem „Undankbaren“, was sie allerdings nicht abgehalten hatte, die Nachtwache zu übernehmen, sobald die Baronesse nicht mehr dazu imstande gewesen. An dem ersten klaren Wintertage, an dem der inzwischen zum Major beförderte und mit dem Eisernen Kreuz geschmückte Freiherr einen kleinen Spaziergang im Hofe des Krankenhauses, gestützt auf die Baronesse, unternahm, suchte Anna den Chefarzt auf und bat ihn, ihrer Herrin aus Rücksicht auf die eigene Gesundheit zur Pflicht zu machen, die Pflege aufzugeben und heimzukehren. Der Arzt, der als erfahrener Menschenkenner längst zu wissen glaubte, wie die Baronesse zu ihrem Vetter stand, verschmähte es, die treue Dienerin nach Einzelheiten auszufragen; er entließ sie mit dem Versprechen, ihren Wunsch noch heute zu erfüllen.

Kurz nachdem der Freiherr mit seiner Begleiterin zurückgekehrt war, trat der Oberstabsarzt in das Zimmer des Majors ein, in dem die Baronesse noch weilte.

„Nun, der erste Schritt ins Leben froh hinter sich, Herr Baron?“

„Gewiß. Ich danke Ihnen, Herr Oberstabsarzt für alle Ihre Mühe!“ Er reichte ihm die Hand.

„Bitte, bitte. Den Hauptanteil an Ihrer Genesung verdanken Sie der Baronesse. Aber nun müssen Sie auch an sich selbst denken, Baronesse. Sie unterstehen zwar nicht meiner Obhut, aber als Arzt“ —

Eine jähe Bewegung des Freiherrn.

Adele war errötet.

„Wie meinen Sie das, Herr Oberstabsarzt?“

„Sehr einfach. Hätte ich den Vorzug, Baronesse als Hausarzt zu betreuen, so würde ich eine sofortige Heimreise empfehlen oder besser noch einen mehrwöchentlichen Aufenthalt an der Riviera — aber an einem sehr, sehr ruhigen Orte.“

Ehe Adele noch etwas erwidern konnte, rief ihr Vetter: „Wann halten Sie mich für reisefähig?“

„Ach, Sie meinen, in Begleitung der Baronesse reisen zu können?“ Jetzt schien der alte Herr sogar verlegen zu werden. „Das würde für sie keine Erholung bedeuten!“ schloß er dann rasch.

Adele kämpfte vergeblich gegen die Unruhe, die sich ihrer bemächtigt hatte. Sie fühlte sich außerstande, ein Wort zu äußern, das sich auf die Trennung von Aribert bezog und andererseits mußte sie doch unbedingt dieser Situation ein Ende machen, an der schon der Oberstabsarzt Anstoß nahm und deshalb führte er rücksichtsvoll auch zunächst ihre eigene Gesundheit ins Feld.

Endlich stammelte sie: „Ja, ich dachte, in den nächsten Tagen nach Hause zurückzufahren.“

„Das wirst Du mir nicht antun, Adele!“

„Verzeihung, Herr Baron, Krankheit macht selbstsüchtig! Baronesse bedarf unbedingt der Erholung.“

„Das sehe ich ein.“

Ohne daß Adele es bemerkte, winkte ihr Vetter dem Arzte, der sich mit den Worten empfahl, daß der Freiherr sich nach dem ersten Ausgang gründlich ausruhen müsse.

Für Adele bildete dieser ärztliche Rat den Grund, sich zurückzuziehen; sie wollte jetzt das Alleinsein mit Aribert vermeiden.

Aber zum ersten Male, seitdem sie zu seiner Pflege zu ihm gekommen war, griff er nach ihrer Hand und gab sie nicht frei.

„Adele“, sagte er mit bewegter Stimme, „ich hatte schon lange die Absicht, Dir zu —“

„Du darfst Dich nicht aufregen“, entgegnete sie und versuchte noch einmal, sich ihm zu entziehen. Er hatte indes ihre Rechte wie mit eiserner Umklammerung gefaßt, so daß sich Adele neben ihm auf einen Stuhl niedersetzen mußte.

„Adele, ich weiß, was ich Dir schulde, daran braucht mich kein Arzt zu erinnern. Ich würde das Opfer auch nicht von Dir verlangt haben, hätte ich nicht geglaubt, daß es mit mir zu Ende ginge. Vorher mußte ich Dir doch gestehen —“

„Ich bitte Dich, Vetter, laß mich los. Ich kann Dir wirklich nicht gestatten, Dich jetzt zu erregen — morgen —“

„Du willst mich aber verlassen!“

„Ich reise doch heute noch nicht — ich will auch morgen hier bleiben.“

„Du mußt mich jetzt anhören. Länger kann ich nicht schweigen.“

Die bitteren Worte: „Du hast so lange schweigen können“, die sich ihr auf die Lippen drängten, sprach sie nicht aus.

„Ich weiß ebenfogut wie Du, daß Deine und meine Eltern uns für einander bestimmt hatten und ich konnte mir auch keine andere an meiner Seite als Dich denken, bis — ich sie —“

Er rang nach Worten.

Adele war jäh erbläßt.

Sie hatte doch etwas anderes erwartet. Es überließ sie kalt.

Mit starkem Ruck hatte sie ihre Hand befreit und war aufgestanden.

„Ich will heute nichts mehr hören,“ sagte sie mit völlig veränderter Stimme.

„Ich bitte Dich herzlich. Wozu der Aufschub? Bedeutet er nicht für mich — vielleicht auch für Dich, eine schlaflose Nacht mehr? Also, liebes, gutes Mädchen! Ich schulde Dir mein Leben, ich schulde Dir die Erklärung über das, wodurch ich Dir Dein bisheriges Leben zerstörte.“

Sie machte eine Bewegung des Widerspruchs, blieb aber still.

Höre mich nur an. Ich liebte Mathilde von Witten in dem Augenblicke, als Ernst Stellenthin mich seiner Verlobten vorstellte. Alle meine Vernunft, meine stärksten Vorsätze, mein ernster Wille schwanden vor dieser unseligen Leidenschaft. Du weißt, daß ich in Südwest-Afrika war, als Stellenthin Hochzeit feierte. Und als ich einmal wiederkam, Mathilde als glückliche Frau sah, war meine Liebe noch ebenso heiß wie zuvor. Ich vergaß mich soweit, ihr davon zu sprechen, trotzdem ich der Freund ihres Mannes, sein Gast war. . . Sie hatte Mitleid mit mir, erklärte mir aber rundweg, daß wenn ich noch einmal die leiseste Andeutung zu machen wagte, so würde sie das Stellenthin sagen, der seine Hausehre zu wahren wisse. Ich beherrschte mich fortan, so schwer es mir fiel — sie duldeten mich doch in ihrer Nähe, und als sie mein Kämpfen sah, erinnerte sie mich einmal daran, daß Du auf mich wartest — da haßte ich Dich, Adele. . . Heute weiß ich, wer Du bist — — wie tief ich in Deiner Schuld stehe — — und wenn Du es mit mir, dem Krüppel,“ er wies auf seinen noch immer schwer verbundenen Kopf, „versuchen willst, so werde ich —“

Sie hatte wie ein Automat dagesehen. Das also war der Grund, er hatte sie nie geliebt. Weshalb sagte er ihr das jetzt?

Sie wappnete sich mit dem ganzen Stolz des Edelfräuleins und fiel ihm ins Wort.

„Ich weiß genug, Vetter Aribert. Lege Dir keinen Zwang auf.“

Es war, als ob eine andere für sie spreche.

„Noch gebe ich die Hoffnung nicht auf, Adele, Dich zu gewinnen. Ich komme nicht mit heilem Herzen zu Dir, aber ich weiß, was ich unserem Familiennamen, was ich Stellenthin schulde, vor allem, wie ich Deinen Wert erkannt habe, wie sehr, wie sehr ich Dir verpflichtet bin.“

„Bitte, Vetter, laß mich nun gehen. Es war unnötig, daß Du mir das alles heute sagtest.“ Sie hatte das heute wider Willen wohl etwas betont.

„Gewiß, ich hätte das Geständnis Dir längst machen müssen. Vielleicht hoffte ich noch immer auf Mathildens Neigung, vielleicht auf den Tod meines Freundes sogar — sieh, ich mache von meinen schwärzesten Gedanken heute vor Dir kein Hehl mehr, und nun. . . Stellenthin ließ mich Bewußtlosen aus dem Kugelregen tragen, ihm verdanke ich mein Leben, Dir meine Genesung. . . wie soll ich euch allen Buße tun?“

Adele hörte kaum mehr, was er sprach.

Mit großer Mühe erreichte sie die Tür und als sie auf den Flur hinaustrat, sank sie zu Boden. Nach einiger Zeit fand eine Note-Kreuz-Schwester sie dort und führte sie in ihr Zimmer, wo Anna ihre Herrin erwartete.

Kaum war Adele aus tiefster Ohnmacht erwacht, als sich Oberst Stellenthin bei ihr melden ließ.

Er hatte einen Tag Urlaub genommen, um sich von der fortschreitenden Genesung des Freundes zu überzeugen. Er fand ihn in einer Verfassung, die ihn sehr überraschte. Aribert war offenbar wieder dem Fieber verfallen — — er phantasierte und Stellenthin hörte die Worte — Adele — Mathilde — Adele — Stellenthin — vermischt mit Kommandorufen. Der Name seiner Frau drang ihm wie Dolchstöße ins Herz. . .

Er rief eine Schwester herbei, sich des Kranken anzunehmen und begab sich zu der Baronesse.

Zwar empfing sie ihn sofort; die Nachwehen der Ohnmacht ließen sich aber noch deutlich erkennen.

Aus Schonung polterte nun Stellenthin nicht gleich mit dem heraus, was er soeben bei Aribert erlebt hatte, sondern erkundigte sich teilnahmsvoll nach dem Befinden der Baronesse. Natürlich brachte er ihre Verfassung mit Aribert in Verbindung.

„Haben Sie Ihren Freund schon gesehen?“

Stellenthin konnte sich schlecht verstellen. „Ja. Es geht ihm nicht sonderlich — ich habe eine Schwester zu ihm geschickt. Was ist denn vorgefallen?“

Trotz ihrer Schwäche wollte sich Adele erheben und hinauseilen.

Der Oberst hielt sie zurück.

„Nein, das kann ich nicht gestatten, Baronesse. Sie sind selbst schonungsbedürftig. Ihr Vetter wird ja gepflegt.“

Es sah so aus, als ob er sie schlimmstenfalls mit Gewalt im Zimmer zurückhalten wolle.

„Was ist denn vorgefallen?“ wiederholte er, nachdem sie sich wieder niedergelassen hatte.

„Ich weiß nicht —“

„Baronesse, sagen Sie mir die Wahrheit — Aribert sprach im Fieber. . . meine Frau —“

Nun war es heraus. Zum ersten Male sprach Stellenthin von dem, was er bisher ängstlich als tiefstes Geheimnis für sich bewahrt hatte, und dabei verzerrten sich seine Züge so grauenhaft, daß Adele eine Sekunde lang den Blick von ihm abwenden mußte. Vor ihr geistiges Auge trat indes das gefahrdrohende Bild: welche Folgen würden entstehen, wenn Stellenthin von der Verirrung Ariberts erführe?

Weit ab wies Adele den Gedanken von sich, als liebe sie Aribert noch. Sein Geständnis von vorhin hatte ihren Stolz, ihre weibliche Würde auf das Tiefste verletzt. Aber Mitleid empfand sie mit ihm, der kaum dem Tode entronnen war, Mitleid mit Stellenthin, dem geraden, tüchtigen Menschen, Mitleid mit seiner Mathilde, mit dem jetzt zehnjährigen Knaben. Sollte dieses Familienglück in die Brüche gehen? Sollte der Mann, der für Kaiser und Reich sein Leben einsetzte, kehrte er unverletzt heim aus diesem mörderischen Kriege, sein Haus verödet finden, sollte er an der von frühesten Jugend an gepflegten Freundschaft verzweifelnd, von dem, der diese Freundschaft verletzt, blutige Rechenschaft fordern? Und das alles, weil törichte Leidenschaft einen sinnlosen Mann verblendet hatte — eine Leidenschaft, die an der Pflichttreue einer guten, deutschen Frau zerschellt war?

„Ihre Frau — lieber Freund, Sie müssen sich verhört haben,“ preßte Adele endlich heraus.

„Das glaube ich nicht. Aber so sagen Sie mir doch, was hat Aribert so furchtbar aufgeregt, was Sie selbst, Sie tapfere Pflegerin, so mitnehmen können?“

Adele raffte sich zu einem schweren Entschluß auf.

„Auch Glücksgefühle können zuweilen abgesspannten Nerven verhängnisvoll werden,“ begann sie langsam.

„Wie soll ich das verstehen?“

„Wir — wir — Aribert hat mich um meine Hand gebeten.“

„Sie haben sich mit ihm verlobt?“

Durfte sie diese Frage dem Eiferfuchter verneinen, der dadurch allen Qualen der Eifersucht aufs neue ausgesetzt worden wäre — — doch mußte sie wider Willen einen Augenblick warten, ehe sie antwortete:

„Konnte ich anders?“

„Meinen herzlichsten Glückwunsch, liebe Freundin!“ Stellenthin atmete tief auf, sagte dann aber plötzlich: „Nur unbegreiflich, daß er nicht früher —“

„Ein törichtes Mißverständnis. . . Aribert glaubte, daß ich mein Herz anderswo. . .“ Sie wunderte sich, wie gut sie lügen konnte. Ihr Erröten erklärte sich Stellenthin mit frauenhafter Scheu.

Er ließ sich nur schwer davon abbringen, auch dem glücklichen Verlobten gleich seine Wünsche auszusprechen.

Anna kehrte mit dem Bescheide der Schwester zurück, daß sie niemand außer der Baronesse den Zutritt zu dem Freiherrn gestatten könne.

Stellenthin sah, daß Adele sich nach Ruhe sehnte. Er empfahl sich mit nochmaligen innigen Segenswünschen.

Der Rückfall des Majors von Ramdort dauerte nur wenige Tage.

Adele hatte ihren Platz am Bette ihres Veters wieder eingenommen und als sie erkannte, daß es ihm nicht mehr schaden könne, erzählte sie ihm ihre Unterredung mit Stellenthin.

„Du bist also jetzt meine Braut, Adele,“ rief er auffauchzend.

Nun fühlte er, daß nur ihr allein seine Liebe gehöre.

„Vor der Welt ja — — sonst kannst Du es halten, wie Du willst.“

„Wir werden eine Kriegstrauung feiern.“

„Ich willige in alles . . . Stellenthins wegen,“ glaubte sie hinzuzufügen zu müssen.

„Nein, Geliebte, Deinetwegen — — meinetwegen!“

Er belegte sich mit einem der Tierwelt entnommenen Schimpfwort. „Adele, Du mein Heldenmädchen! Wir Männer erhalten unser Eisernes Kreuz wegen Tapferkeit vor dem Feinde. Wer schmückt euch deutsche Frauen für den Mut, der euch stählt, opferfreudig alle die guten Taten zu vollbringen, zu denen nur edle Seelen fähig sind?“

Deutsche Symbole.

Von Pius Alexander Wolff.

(Lachdruck verboten.)

Der Drang, hinter einem Zeichen oder Sinnbild einen verborgenen tieferen Sinn zu erkennen, dem etwas Geistiges, Unsichtbares oder Uandastellbares zugrunde liegt, ist allen Völkern dem schon in den frühesten Anfängen erwachten Kulturbewußtsein eigen. Sinnfällig geht das Symbol in seiner Entstehung auf die Hieroglyphen oder Bilderschrift der alten Ägypter zurück, von denen sein Gebrauch durch die Vermittelung der Juden auf die ältesten Christen und erst später auf die Germanen übergegangen ist. Der raschen Verbreitung der Symbole kam ihre vornehmste Eigenschaft zu Hilfe: durch ein einfaches Merkzeichen eine Reihe von Vorstellungen auszulösen, ohne dabei, wie die Allegorie, in das Gebiet der Abstrakten abzuschweifen. Daß allen Symbolen ein gewisser mystischer Charakter anhaftet, hat seinen Grund darin, daß die ersten Symbole, welche die Kulturgeschichte kennt, solche religiöser Art waren: die alten Ägypter symbolisierten ihre Götter durch Tiere oder durch Verbindungen von menschlichen und tierischen Gestalten. Dieser Tierymbolik bezogen wir dann, allerdings in mehr oder weniger starken Veredelungen, im christlichen und germanischen Altertum, bis sie im Mittelalter ihre höchste Ausbildung in der heraldischen Ausgestaltung der sogenannten Wappentiere finden sollte. Die bildende Kunst jener Zeit konnte sich gar nicht genug daran tun, gewisse Tiere zu Vertretern besonderer menschlicher Eigenschaften zu erheben und sie so als Attribute von Heiligen oder Helden in ihren Werken anzubringen. Geblieben ist von all diesen „Bildern und Gleichnissen“ früher Tage nur wenig, soweit es als lebendiges Besitztum unseres Volkes in Frage kommt. Und wenn wir heute von spezifisch „deutschen Symbolen“ sprechen wollen, so stehen mit geschichtlicher Berechtigung nur drei zur Erörterung: die Germania, der Adler und das Eisernes Kreuz. Denn nur diese drei Symbole erwecken im Bewußtsein unseres Volkes eine Reihe von Vorstellungen höchster Popularität, mag sich der Einzelne auch nicht immer über die Geschichte und den Sinn dieser nationalen Wahrzeichen in ihrer ganzen Tragweite klar sein.

Sehr alt sind, in ihrer jetzigen Fassung und Bedeutung wenigstens, all diese Symbole nicht, wenn man ihre Dauer an der nach Jahrtausenden rechnenden Menschheitsgeschichte mißt. Am jüngsten ist die Germania als die Personifikation Deutschlands. Sie läßt sich in der uns geläufigen Form als behre Frauengestalt im Waffenschmuck und mit wallendem Lockenhaar kaum über die 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts hinaus verfolgen. Sie wurde gleichsam erst geboren aus der Erinnerung an die deutschen Siege dieser Jahre und fand ihren populärsten Ausdruck in Schillings gestaltenreichem Niederwalddenkmal, dessen Germania, bewußt oder unbewußt,

für Duzende unserer bekanntesten Sieges- und Kriegerdenkmäler die leider oft recht oberflächlich verarbeitete Vorlage abgegeben hat. Nur wenigen Meistern der bildenden Kunst aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts ist es gelungen, den Typ dieser Germania zu durchbrechen oder gar zu steigern, so Henze in seiner eindrucksvollen „Germania“ auf dem Altmarkt zu Dresden, die 1880 enthüllt wurde, Siemering in seinem 1888 vollendeten Leipziger Siegesdenkmal und dem alten Vegas in der von ihm ungemein kraftvoll modellierten, von dem Münchner Heinrich Seitz in Kupfer getriebenen Kolossalgruppe der Germania für das Reichstagsgebäude zu Berlin. Leider läßt der für ein ruhiges genießendes Beschauen wenig günstige Standort des Werkes die Schönheit und den Ausdrucksreichtum der Frauengestalt zu Roß, die zur Rechten von einem Krieger, zur Linken von dem Genius des Ruhmes geführt wird, nicht so recht zur Wirkung kommen.

Erheblich älter, wenn auch keinesfalls so alt, wie es den Anschein hat, ist das andere deutsche Symbol: der Adler. Er ist in der Heraldik das verbreitetste aller Wappenbilder und bezeichnet — in der christlichen Kunst das Attribut des Evangelischen Johannes — bei allen Völkern das Sinnbild der königlichen Würde. Meist erscheint er einköpfig, in einzelnen Fällen aber auch schon frühzeitig zweiköpfig. Der schwarze zweiköpfige oder Doppeladler des Römisch-Deutschen Kaiserreiches ist mit dem einen Kopfe und Halbe nach rechts, mit dem anderen nach links gewendet, beiderseits rotgezungen, goldgeschnabelt, goldgekrönt und goldumschient, ferner mit ausgebreiteten Flügeln, ausgespreizten Beinen, goldenen Fängen und krausfedrigem Schwanz versehen, mit der rechten Hand das Scepter, mit der linken den Reichsapfel haltend. Auch der deutsche Reichsadler war ursprünglich einköpfig. Er soll von Karl dem Großen bei seiner Krönung im Jahre 800 nach dem Vorbilde der römischen Kaiser zum Symbol seines Reiches erhoben worden sein. Als solches läßt er sich für das Deutsche Reich des früheren Mittelalters nachweisen: auf der Reichsfahne bereits unter Kaiser Otto II., auf den Siegeln der Mark- und Pfalzgrafen im Jahre 977, auf Münzen 1195 und in Siegeln 1299, doch hier überall noch einköpfig. Zweiköpfig, wahrscheinlich vom Orient übernommen, findet sich der Adler zuerst auf einer Reichsmünze um 1325, angeblich um die Vereinigung des Ost- und West-Römischen Reiches oder auch die Einheit der Kaiser- und Königswürde zum Ausdruck zu bringen. Doch trägt — was auffällig ist — das Siegel der Goldenen Bulle von 1356 wieder einen einköpfigen Adler. Unter Sigismund wurde dann von 1433 an der zweiköpfige Adler als ständiges Majestätsiegel, d. h. als Hoheitszeichen des Deutschen Kaisers und Kaiser-

reiches geführt. Osterreich hat den Doppeladler des alten Deutschen Reiches beibehalten, während man in Deutschland zu dem einköpfigen Wappentier zurückgekehrt ist, wohl im Anknüpfung an den preussischen Adler, der ein besonderes charakteristisches Gepräge zeigt. Der preussische Adler nimmt die Ehrenstelle in dem mit der königlichen Krone bedeckten Mittelschild für das Königreich Preußen ein. Er ist von schwarzer Farbe, goldgekrönt, mit goldenen Kleestängeln auf den Flügeln, trägt auf der Brust den goldenen gekrönten Namenszug F. R. und ist mit goldenem Schnabel, goldenen Klauen und roter Zunge ausgestattet. Daß dieser Adler nichts anderes ist als der alte deutsche Reichsadler, das Symbol deutscher Reichseinheit und Reichsherrlichkeit, hat Ledebur in seinen, noch heute lesenswerten „Streifzügen durch die Felder des königlichen Preussischen Wappens“ überzeugend dargetan, mag auch dieser Adler in der heraldischen Form mannigfache Wandlungen im Laufe des Jahrhunderts durchgemacht haben. Der erste „Herzog in Preußen“, Markgraf Albrecht, führte in Gemäßheit des Vertrages zu Krakau vom 8. April 1525 auf der Brust des immer noch ungekrönten schwarzen Adlers mit goldenem Wappen und Kleestängeln ein goldgekröntes silbernes S., als Anfangsbuchstaben seines Lehnsheeren, des Königs Sigismund von Polen. In gleicher Weise sehen wir den Adler Preußens mit jedesmaliger Veränderung des Buchstabens nach dem Namen des Königs von Polen bei den folgenden Herzögen, bis Preußen an das Kurhaus Brandenburg kommt. Doch hatten sich auch die Kurfürsten bereits vorher des preussischen Adlers, jedoch ohne jenes äußere Zeichen der Lehnsabhängigkeit, bedient. Bei der Annahme der preussischen Königswürde verfügte dann Friedrich I. am 27. Januar 1701: „Daß in der Mitte des Schildes, woselbst bisher der Chur-zepter gestanden, ein von den übrigen distinguierter Schild mit dem preussischen Adler gesetzt und solchen Adler auf die Brust die beiden Buchstaben F. R. ineinander gezogen und um den Hals eine offene herzogliche Krone, über dem Haupte des Adlers aber in dem Schilde eine geschlossene königliche Krone eingegraben werde; daß der Chur-zepter an den Ort, woselbst der Märkische Adler bisher gestanden und der Märkische hinwieder an den Ort, woselbst der Preussische bisher seinen Platz gehabt, verrückt werde.“ Daß der Adler als deutsches Symbol die Bedeutung des Reichswappens hatte, tritt in den Siegeln der Pfalzgrafen zu Tage,

diese eigentlichen Vertreter der oberen Reichsgerichtsbarkeit. So führt Heinrichs des Löwen Sohn, der Pfalzgraf Heinrich vom Rhein, da in allen Siegeln, worin er sich Herzog von Sachsen und Pfalzgraf zugleich nennt, einen Löwen als das ihm angestammte Wappentier, während ein Siegel vom 1196, worin er bloß „palatinus comes Rheni“ heißt, den Adler sehen läßt.

In Verbindung mit dem Adler als dem Zeichen königlicher Würde sollte das dritte deutsche Symbol: das Eiserne Kreuz, die größte Volkstümlichkeit und die weiteste Verbreitung gewinnen, da es nicht nur die Ordensauszeichnung dieses Namens bedeutet, sondern auch das beherrschende Grundzeichen der Standarte des Kaisers und der Deutschen Kriegsflagge ist. Wir können bei diesem deutschen Symbol im Gegensatz zu dem Adler den genauen „Geburtsort“ feststellen: er wurde bekanntlich am 19. März 1813, dem Geburtstag der unvergesslichen Königin Luise, von Friedrich Wilhelm von Preußen gestiftet.

Die Bedeutung, die dieses deutsche Symbol während der Befreiungskriege und späterhin am Kriege 1870/71 gewann, ist schon oft erörtert worden. Zu den weniger bekannnten Erinnerungen aus den Befreiungskriegen gehört das Eiserne Kreuz, mit dem die Siegesgöttin auf der Quadriga des Brandenburger Tors seit 1814 geschmückt ist. Das Denkmal war 1806 nach der Schlacht bei Jena von Napoleon geraubt und nach Paris geschleppt, 1814 aber von unsern siegreichen Truppen wieder nach Berlin geführt worden. Auf besonderen Wunsch des Königs mußte sein Schöpfer, Schinkel, das Eiserne Kreuz an ihm anbringen. Der Künstler erledigte sich dieses diffizilen Auftrages, indem er oben an dem Stab der Siegesgöttin einen Lorbeerkranz anheftete, in den er das Eiserne Kreuz einfügte, das sich dem Pariser Platz zukehrte, als die Viktoria am 7. August 1814, am Einzugstage der siegreichen Truppen in Berlin, zum ersten Male wieder oben auf dem Brandenburger Tor erschien.

Im Sturme der Begeisterung, den der Ruf zu den Waffen in diesem gewaltigsten aller Kriege in allen Gauen unseres Vaterlandes entfacht hat, ist das Eiserne Kreuz wiederum zum deutschen Symbol, zum Sinnbild des uns aufgezwungenen Kampfes geworden. Zum dritten Male soll es nun den sicheren Weg aus Nacht zum Licht, durch Kampf zum Sieg weisen. Im Zeichen dieses heiligen, deutschen Symbols werden wir, müssen wir den entscheidenden Sieg erringen!

Der Aberglauben im Heizwesen.

Von Dr. B. Lux.

(Nachdruck verboten.)

Mit dem Herannahen der kalten Jahreszeit tritt die Frage der Wohnungsheizung wieder in den Vordergrund, und ganz besonders werden diesmal die Vorzüge und Nachteile der Zentralheizung lebhaft erörtert. Wer hierüber bei guten Freunden und lieben Nachbarn Erkundigungen einzieht, wird bald über eine ganze Sammlung sich widersprechender Urteile verfügen können. Vor allem aber wird von Leuten, die entweder über gar keine Erfahrung verfügen, oder die einmal eine schlechte Erfahrung gemacht haben, die Zentralheizung in Grund und Boden verurteilt. Wenn man sich nur auf die ernsthafteren Einwendungen gegen die Zentralheizungen beschränkt, so sind im wesentlichen die folgenden Gründe zu besprechen: An kalten Tagen werden die einzelnen Räume nicht warm genug, an warmen Tagen aber sind sie zu heiß; die Zentralheizung trocknet die Luft zu stark aus, so daß erhebliche Belästigungen eintreten, die Blumen eingehen usw.; das Wohnen in Räumen mit Zentralheizung verwechliche, so daß gefährliche Er-

kältungen die Folge sind; schließlich müssen auch noch die verschmutzenden und „wie Zunder zerfallenden“ GARDINEN herhalten.

Jede dieser Behauptungen ist in ihrer Einseitigkeit so falsch wie möglich, und in ihrer Gesamtheit sind sie krasser technischer Aberglauben.

Bei richtiger Anlage und zweckmäßiger Wahl des Heizsystems gestattet die Zentralheizung eine Regulierung der Temperatur in den einzelnen Räumen in so weiten Grenzen, wie das bei der Ofenheizung niemals der Fall ist. Richtet sich dazu noch der Calcofactor nach der Temperatur der Außenluft, so ist es eine Kleinigkeit, in der Heizperiode die Temperatur aller Räume fast absolut konstant zu halten. — Bei allen besseren Zentralheizungen sind überdies automatische Verbrennungsregler vorgesehen, die dann in Wirksamkeit treten, wenn einzelne Heizkörper ganz ausgeschaltet oder auf geringere Wärmeabgabe einreguliert werden und umgekehrt.

Die Behauptung von der durch Zentralheizungen ausgetrockneten Luft ist so weit verbreitet und so tief eingegriffen, daß selbst Heizungstechniker bei Zentralheizungsanlagen besondere Wassergefäße zur Befuchtung der Luft anordnen, und daß das Publikum diese in Betrieb nimmt, selbst wenn die Luft so von Feuchtigkeit gesättigt ist, daß die Fensterscheiben und selbst die Wände zu schwitzen beginnen. Kaum jemand nimmt sich die Mühe, den Feuchtigkeitsgehalt der Zimmerluft mit einem Hygrometer zu prüfen. Ein gewisser mittlerer Feuchtigkeitsgehalt von etwa 30 bis 50% der vollständigen Sättigung ist für uns am zuträglichsten; aber selbst ganz trockene Luft ist angenehmer zu ertragen als feuchtigkeitsgesättigte, warme Luft, die wir „schwül“ nennen. Das, was gemeinlich „Austrocknen der Luft“ durch die Heizkörper genannt wird, ist ganz etwas anderes, es ist einfach eine Verschlechterung der Luft durch verschwelende, organische Stoffe, die sich in der Form von Staub auf den Heizkörpern der Dampfheizungen, den Decken der Kachelöfen usw. während des Sommers angeammelt haben. Dieser organische Staub bildet schon bei einer Temperatur von 80 bis 100° Brennstoffe, unter Umständen, besonders bei der Anwesenheit von Wasserdampf, Ammoniak, die auf die Schleimhäute der Atemwege reizend wirken und hier das Gefühl der Trockenheit erzeugen, wenn auch die Luft mit Feuchtigkeit gesättigt ist. Hiergegen gibt es nur ein einziges Mittel, nämlich die energische Lüftung während der ersten Tage, wo nach der Sommerruhe die Heizapparate erstmalig wieder in Funktion gesetzt werden; denn daß man den dienstbaren Geistern des Hauses zumuten könnte, gelegentlich auch einmal den Staub auf der Decke der Kachelöfen, von den Rippen der Dampfheizkörper durch feuchtes Abwischen oder durch Abtaugen zu entfernen, halte ich bei der konservativen Gesinnung des weiblichen Geschlechts für ganz ausgeschlossen. — Ubrigens tritt die sogenannte Verschlechterung der Luft bei der Ofenheizung viel häufiger in Erscheinung als bei der Zentralheizung, denn Öfen erreichen an einzelnen ihrer Teile nur zu oft Temperaturen, bei denen organischer Staub verschwelt, während nur Zentralheizungen in Schwindelbauten Temperaturen von mehr als 80 bis 100° in den Heizkörpern erzeugen. Bei richtig berechneten und reichlich bemessenen Zentralheizungen, insbesondere bei Warmwasserheizungen, ist das Entstehen von Brennstoffen ganz ausgeschlossen.

Diese Brennstoffe sind es übrigens auch, die die Topfpflanzen während des Winters ruinieren und die Gardinen zum Vermorschen bringen, besonders wenn die Heizkörper unterhalb der Fensterbretter angeordnet sind. Gäbe sich die Hausfrau die Mühe, auf der „Staubsuche“ auch die Heizkörper zu berücksichtigen, so würde sie sich selbst über stärkeres Verschmutzen der Gardinen nicht zu beklagen haben.

Es bleibt also nur noch die Frage der Verweichlichung durch Zentralheizungen übrig. — für das dauernde Wohlbefinden ist es erforderlich, daß dem menschlichen Organismus nicht zu viel Wärme entzogen wird. Gegen lokale Wärmeentziehung übt die Haut einen gewissen Selbstschutz aus, indem durch Erregung der Hautkapillaren an die zu stark abgekühlten Stellen mehr warmes Blut als gewöhnlich hingeleitet wird. Findet an einer bestimmten Stelle aber eine dauernde, starke Abkühlung statt, so wird durch verhältnismäßig zu starke Durchblutung dieser Stellen anderen Stellen Blut entzogen, die Lebenstätigkeit der weniger durchbluteten Zellen wird dadurch geschwächt, so daß sie dem Eindringen von Krankheitserregern einen geminderten Widerstand entgegenzusetzen. Daher die „Erkältung“ mit Schnupfen, Rachen- und Bronchialkatarrh im Gefolge, wenn man

sich nasse Füße geholt hat oder wenn man sich schwitzend stark bewegter Luft aussetzt. Zur Verdampfung von Wasser sind nämlich ganz enorme Wärmemengen erforderlich. Ist nun die Körperoberfläche naß oder auch nur feucht, so wird zur Verdampfung der Wassermenge aus den nassen Schuhen oder der regenurchfeuchteten, bezw. durchschwitzten Kleidung die ganze Verdampfungswärme dem Blute entnommen. Die gesamte Körpertemperatur wird daher, wenn man nicht zu einem heißen Grog seine Zuflucht nimmt, herabgesetzt. Die Widerstandsfähigkeit des ganzen Organismus wird dadurch geschwächt und insbesondere werden die Schleimhäute der Atemwege, in Folge zu geringer Durchblutung, unseren intimen Feinden, den Mikroorganismen, schutzlos preisgegeben.

Gewiß kann man durch systematische Abhärtung den Organismus widerstandsfähiger gegen starke lokale Abkühlungen machen; wenn man aber erfährt, daß Erkrankungen der Atmungsorgane gerade bei der Seebewölkerung, bei Förstern usw. häufig sind, also bei Personen, die doch gewiß berufsmäßig Gelegenheit zur Abhärtung haben, so wird man — ohne die Abhärtung prinzipiell zu vernachlässigen — doch größeres Gewicht darauf legen müssen, die Ursachen der Erkältung zu vermeiden. Es gibt aber wirklich keine bessere Gelegenheit, sich schwere Erkältungen zuzuziehen, als wenn man sich bald in einem überheizten Raume, bald aber, ohne zweckdienliche Bekleidung, in einem ungeheizten Raume aufhalten muß. Sind also in einer Wohnung im Winter nur einzelne Räume geheizt, andere aber ungeheizt, wie etwa Schlafzimmer, Küche usw., und setzt man sich dem schroffen Temperaturwechsel häufig aus, so kann man sich in seiner eigenen Wohnung den schönsten Lungenkatarrh holen. Das gilt vor allem für die mit Ofenheizung versehenen Wohnungen, in denen man aus Bequemlichkeit oder aus falscher Sparsamkeit nicht alle Räume heizt. Bei allen Zentralheizungen ergibt sich die gleichmäßige Temperierung aller Wohnräume notwendig von selbst; man kann sich also wenigstens nicht in der eigenen Wohnung erkälten.

Die landläufigen Einwendungen gegen die Zentralheizung sind also sofort zu widerlegen. Dazu kommt aber noch, daß bei einer guten Zentralheizung die Ausnutzung des Brennstoffes 50 bis 70 % beträgt, während selbst bei guten Dauerbrandöfen gewöhnlich nicht mehr als 30 % des Heizwertes des Brennmaterials ausgenutzt werden. Die Betriebskosten bei Zentralheizungen werden dann noch weiter dadurch erniedrigt, daß in ihnen Koks oder billige Steinkohle verfeuert werden kann, während in Dauerbrandöfen meist nur der teure Anthrazit, in Kachelöfen fast nur Briketts zur Anwendung kommen können. Also schon aus Gründen der Haushaltung mit den Gütern der Nation gebührt der Zentralheizung der unbedingte Vorzug vor der Einzelheizung.

Von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist dann weiter, daß bei Zentralheizungen nur eine einzige Feuerstelle zu bedienen ist, während bei Ofenheizung so viele Heizstellen versorgt werden müssen, wie Räume zu beheizen sind. Bei Zentralheizungen fällt also jede Belästigung durch Kohlenstaub oder Asche weg; es ist völlig ausgeschlossen, daß Rauchgase in die Wohnräume eintreten.

Schließlich ist aber nicht außer acht zu lassen, daß infolge der gleichmäßigen Temperierung sämtlicher Räume auch wirklich alle Räume benutzt werden können, während man sich bei der Ofenheizung aus Sparsamkeits- oder Bequemlichkeitsrücksichten häufig nur auf die aller-notwendigsten Räume beschränkt, die übrigen aber verschlossen hält.





Winternacht.

Vor Kälte ist die Luft erstarrt,
Es fracht der Schnee von meinen Tritten,
Es dampft mein Hauch, es klirrt mein Bart;
Nur fort, nur immer fortgeschritten!

Wie feierlich die Gegend schweigt!
Der Mond bescheint die alten Fichten,
Die, sehnsuchtsvoll zum Tod geneigt,
Den Zweig zurück zur Erde richten.

Frost! friere mir ins Herz hinein,
Tief in das heißbewegte, wilde!
Daß einmal Ruh' mag drinnen sein,
Wie hier im nächtlichen Gefilde!

Nicolaus Krause



Im Busch.

Eine Erinnerung an Australien.

Von **Ketba Klittber-Merzenich.**

(Nachdruck verboten.)

Busch und Sand, Sand und Busch so weit das Auge reicht.

Die untergehende Sonne bescheint mit ihren letzten Strahlen eine Anzahl Männer, die ein Lagerfeuer herrichten. Kühne, verwegene Gestalten. Fast alle Nationen der alten Welt sind vertreten, auch australische Bushranger (Landstreicher) sind darunter.

Sie rollen ihre wollenen Decken auf, packen die Proviantfäcke aus und bereiten sich ihre Abendmahlzeit, die aus Konserven, Brot und Tee besteht.

Der Gluthitze des Tages folgt eine kalte Nacht. Das Feuer wird tüchtig geschürt. Es werden Erlebnisse und Ansichten über die Zeiten im Busch ausgetauscht. Der ganze Trupp will morgen in der frühe weiter nach Thompsons Station, wo sie als Schaffcherer ein gutes Stück Geld zu verdienen hoffen.

John Tinny, ein wahrer Hüne, mit hübschem, gebräuntem Gesicht, ist stiller als die anderen. Als die Männer anfangen, Lieder von Heimat und Liebe zu singen und er nicht mitsingend gedankenvoll ins knisternde Feuer blickt, ruft ihm Bob Dickson, ein roter, lustiger Ire, zu: „old chap, warum bist Du nicht vergnügt mit uns?“

„Oh, er wird an die hübsche Olive denken, die jetzt in Port Augusta wohl mit anderen liebäugelt“ — meint Jeffroy Goulden.

„Nein, dear fellows, es ist etwas Anderes; heute vor einem Jahre hatte ich ein schauerliches Erlebnis!“

„Erzählen!“ ruft's durcheinander, „erzählen!“

„Gut, doch erst laßt uns noch einen Schluck trinken!“ sagt endlich John Tinny.

Tee, stark mit Rum gemischt, wird in Blechnäpfen gereicht. Alles ist ruhig, nur die Pferde, die in der Nähe weiden, hört man ab und zu wiehern, und ganz in der Ferne tönt das Bellen des wilden Hundes. Die Männer haben ihre kurzen Pfeifen entzündet und schauen, gespannt lauschend, auf John Tinny.

„Im vorigen Jahre,“ so hub er an, „als ich von Port Cartis ins Innere gezogen war, um nach Alexandra-Land zu gehen, wo mir sehr guter Verdienst winkte, ist mir's passiert. Der Sommer war trockener und heißer wie je. Die kleinen salzigen, braungebrannten Sträucher des Busches boten einen trostlosen Anblick. Nur das spärliche Gras gab ein dürftiges Futter für meine Pferde. Schon vierzehn Tage war ich unterwegs; nur immer auf

den Stationen frische Lebensmittel holend, kam ich endlich nach Flinders, von wo es nur noch einige 20 Meilen bis Hampton-Station war. Dort hatte ein Freund von mir große Schafzuchtereien.

Kurz hielt ich mich in Flinders auf und guten Mutes machte ich mich auf die Weiterreise. Kein Wasserstreif unterbrach das Gelbgrün des Bodens. Wenige Vögel sangen im Busch, und selten unterbrach ein lauterer Schall die Ode. Die Sonne glühte, und Himmel und Erde erzitterten in der furchtbaren Hitze. Kein Lüftchen regte sich. Wie ein brodelndes Feuermeer sah die Sonne aus.

Meine Pferde, die durch die Reifestrapazen schon recht herunter waren, dauerten mich am meisten. Mein Packpferd trug nur noch die allernötigsten Sachen. Alles einigermaßen Entbehrliche hatte ich einfach geworfen. Als ich endlich am nächsten Abend auf eine kleine Farm stieß, könnt ihr euch meine Freude denken.

Ich bat um Quartier für mich und Futter für meine Pferde. Die Farmers-frau sah mich prüfend an. „Allright“, sagte sie dann, „wenn's Euch gefällt.“ Sie führte mich, nachdem meine Pferde untergebracht waren, in eine geräumige Stube, gab mir Speise und Trank und fragte mich nach meinen Absichten und Reiseziel, worauf ich, nachdem ich ihrem Mable gebührend zugesprochen hatte, bereitwilligst Auskunft gab. Als ich mich zur Ruhe begeben wollte, sagte sie zögernd: In der Nebenkammer liegt mein Mann, der gestern gestorben ist; Ihr müßt dort drinnen schlafen, sonst hab' ich keinen Platz.“

Was liegt mir d'ran, dacht ich, hab ich doch schon andere Schlafstellen gehabt als die Kammer eines toten Squatters. Ich willigte ein, sie bereitet mir ein Lager und wünschte mir gute Nacht.

Auf einem schmalen Bette lag der Tote. Neugierig, wie mein Schlafkamerad wohl aussehe, hob ich das Tuch von seinem Gesicht und erblickte — James Millner, einen guten, lieben Freund von mir. So mußte ich ihn wiedersehen, den ich von ganzem Herzen lieb gehabt, und den ich als kühnen Jäger und eifrigen Goldgräber bewundert hatte!

Einge konnte ich nicht zur Ruhe kommen. Im Nebenzimmer vermeinte ich ein leises Tuscheln zu vernehmen, doch es waren wohl meine überreizten Nerven, die mir da einen Streich spielten; war doch außer der

Witwe und mir niemand im Hause. Endlich aber übte die Natur ihr Recht an meinem ermüdeten Körper aus, und ich schlief ein.

Ich mochte wohl zwei Stunden geschlummert haben, als ein Lichtschein meine Augen blendete; und als ich mich an den Lichtwechsel gewöhnt hatte, sah ich den vermeintlichen Toten mit einem Gewehr in der Hand. Er lud daselbe mit zwei Kugeln. Erschreckt fuhr ich auf, doch ehe ich ein Wort sprechen konnte, sagte er ganz ruhig: „Steh auf, Lieber, zieh' dich an; es gibt etwas zu tun.“

Darauf ging er ins Nebenzimmer. Ich hörte ihn höhniſch lachen, dann fielen zwei Schüsse kurz hintereinander.

Entsetzt sprang ich auf, kleidete mich hastig an, als er auch schon wieder erschien und zwei Spaten mitbrachte.

Er hieß mich folgen, ich tat's widerstrebend, doch seinem ruhigen, eisernen Blicke mußte ich gehorchen.

Wir schaufelten, ohne ein Wort zu sprechen, eine zwei Meter lange und einen Meter breite Grube. Als diese Arbeit beendet, seufzte er laut, ging ins Haus zurück und holte erst die Leiche eines Mannes, dann die seiner Frau heraus.

Ich brach ein paar Akazienweige ab und warf sie in das Grab. Dann legte Millner die beiden Toten hinein, die Erde wurde wieder aufgeworfen, und lautlos verließ er die Stätte.

Ich blieb in kurzem Gebete an dem Grabe der Unglücklichen, dann folgte ich ihm.

Er erwartete mich im Hause. Mit kurzen Worten erklärte er seine Tat. Seine Frau hat ihn hintergangen, während er seine Reisen machte. Er merkte das, doch wollte er sie in flagranti ertappen, ehe er zur Bestrafung schritt. Als er zuletzt die Schafswolle in Port Cartis ablieferte, hatte er sich ein starkes Schlafmittel mitgebracht und bei der nächsten Gelegenheit in den Abendtrunk gemischt. Als er nun den Toten spielte, entblödete sich seine Frau nicht, im Nebenzimmer ihren Geliebten zu empfangen; da übermannte ihn die Wut und um seine tiefgefränkte Mannesehre zu rächen, tat er, was mich mit solchem Grauen erfüllte. Ich hatte aber doch recht gehört, als ich vorm Einschlafen ein Klüstern zu vernehmen glaubte.

Schweigend saßen wir uns eine Zeitlang gegenüber, dann sagte er: „So, John, nun kennst Du meine Geschichte; ich verlange von Dir, daß Du ein Jahr über den Vorfall in meinem Hause schweigst. Dann kannst Du es erzählen, wem Du willst. Ich will hier meine Geschäfte ordnen und nach Westaustralien auswandern.“

Ich verspreche es ihm.

Von neuem suchten wir unsere Lagerstätten auf. Ruhig legte er sich zu Bett und keiner hätte ihn, der bald fest schlief, für einen Mörder gehalten.

Ich wälzte mich auf meinem Bette hin und her, endlich verfiel ich in einen unruhigen Halbschlummer, aus dem mich vermeintliche Flintenschüsse immer wieder erschreckten.

Gegen 3 Uhr wurde es hell; ich hielt es nicht mehr aus im Zimmer. Rasch kleidete ich mich an und trat ins Freie. Die Stelle, wo die Beiden begraben waren, konnte ich zuerst kaum entdecken. Alles schien nur eine große Grasfläche. Da fiel mein Blick auf eine alte

Akazie, die ihre duftenden Blüten im Morgenwind herabschüttelte, und dort sah ich aufgelegten und festgestampften Rasen. Also hier war es! — —

Im Stalle traf ich James, der meinen Pferden frischen Hafer in die Krippe schüttete. Er fragte, ob ich schon fort wolle, und als ich das bejahte, brachte er mir ein Frühstück aus Tee, Brot und Schinken und Eiern bestehend herbei.

Er sah traurig und bleich aus; um seinen Mund lagerte tiefer Ernst. Manchmal sah er mich forschend an. Gesprochen wurde nur wenig. Meinem Packpferd hatte er alle möglichen brauchbaren Sachen aufgeladen, wobei reichlicher Proviant nicht vergessen war. Ich bestieg mein Reitpferd und nach festem Händedruck trabte ich davon.

Wunderbar ging die Sonne auf, den ganzen Busch in ein Meer von Licht hüllend, die Millionen der glitzernden Tauropfen an den kleinen Salzbüschen boten einen märchenhaften Anblick.

Jacka, ein großer Vogel mit starkem, spitzen Schnabel und buschigem Kopfe, lachte auch schon seinen Morgenruß in die Welt. Er ist der Liebling der Kolonisten, da er die gefürchteten Schmarotzer tötet. Auch sah ich hier und da ein Känguru, das aber in großen Sähen davon sprang, sobald es mich erblickte.

So war ich schon einige Stunden geritten, als hinter mir plötzlich Pferdegetrappel hörbar wurde. Ich drehte mich um und sehe einen Mann, der in voller Eile auf mich zusprengte.

„Halt!“ tönt es mir entgegen; ich erkenne in ihm einen Buschpolicisten und leise dem Gebot folge.

„Sie müssen mit nach Port Cartis!“ sagt er.

„Warum?“ frage ich erstaunt.

„Sie haben heute Nacht auf Millners Farm einen Mann und eine Frau ermordet!“

„Ich?“ rufe ich ganz entrüstet, „ich war überhaupt nie dort!“

„Nicht dort?“ sagt der policeman höhniſch — „so? James Millner hat Sie als Täter angeben und auch die Richtung, wohin Sie geritten sind.“

„Was geht mich James Millner an; ich kenne den Mann gar nicht. Habe diese Nacht hier im Busch zugebracht.“

Ich sagte es mit fester Stimme; aber ich zitterte vor dem Kommenden.

Die schwarzen Augen des policeman funkelten mich schier unheimlich an. „Also es gibt doch noch Freunde, auf die man sich verlassen kann,“ sagte da plötzlich eine bekannte Stimme. Mit Staunen erkenne ich James Millner selbst, der sich den falschen Bart abreißt.

„Sieh, John, hier sind zwei Kugeln in der Büchse; die eine wäre für Dich gewesen, wenn Du ein Wort von den Vorgängen dieser Nacht verraten hättest!“

Hastig riß er sein Pferd herum und sprengte in die unendliche Wüste des Busches.

Die Männer hatten schweigend zugehört; dann schüttelten sie alle John's Hand und nannten ihn einen braven Burschen. Leise wurde noch hier und da eine Frage getan; das Feuer brannte schwächer und ließ die in ihre Decken gehüllten Gestalten nur noch schlecht erkennen. Allmählich wurde es ganz still und nur John Tinny stopfte sich eine neue Pfeife. In Gedanken versunken hielt er Wacht.

